

134. Die schriftliche Sprache im Deutschen

1. Historische Perspektive
2. Textuelle Phänomene der Gegenwartssprache
3. Beispiele
4. Schlußbemerkung
5. Literatur

1. Historische Perspektive

In historischer Perspektive soll vor allem die Frage interessieren, wie sich die schriftliche Form im Verhältnis zur mündlichen entwickelt hat. Die Anfänge geschriebener deutscher Sprache vollziehen sich zwischen lateinischer Schriftkultur und heimischer mündlicher Tradition. Otfried von Weißenburg schreibt um 860 in dem Widmungsschreiben zu seinem „Evangelienbuch“ (ins Deutsche übersetzt, S. 313):

Diese Sprache (die ahd. – d. Vf.) wird ja wie eine Bauernsprache eingeschätzt, weil sie von den Franken niemals durch schriftlichen oder irgendeinen künstlerischen Gebrauch verfeinert worden ist [...] Es ist schon erstaunlich, daß so bedeutende Männer, mit so großer Erfahrung, von so großer Sorgfalt, geistiger Beweglichkeit, hoher Weisheit und strahlender Heiligkeit diese Vorzüge ganz dem Ruhm einer fremden Sprache (der der Lateiner oder Griechen – d. Vf.) dienstbar machen, daß sie sich aber nicht im schriftlichen Gebrauch der eigenen Sprache üben.

Das Bemerkenswerte an dieser Sprachsituation ist, daß sich die Verschriftlichung des Deutschen vor dem Hintergrund einer bereits verschriftlichten Sprache, eben dem Lateinischen, vollzieht, das Verlassen der Mündlichkeit also nicht mehr unberührt von bereits existierender Schriftkultur geschieht (für weitere Beispiele vgl. R. Ludwig 1986, 19 f). Dies erleichtert einerseits den Überstieg von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit; die Orientierung am Vorbild der hochentwickelten lateinischen Schriftsprache bringt für eine eigenständige Entwicklung aber auch eine Reihe von Problemen mit sich; das gilt für die Ebene des Schriftsystems ebenso wie beispielsweise für stilistische Fragen.

Wenn sich auch auf Grund der schwierigen Quellenlage die Anfänge der geschriebenen deutschen Sprache nicht genau bestimmen lassen, so stehen doch – ganz allgemein – veränderte/neue gesellschaftliche oder sogar institutionelle Erfordernisse hinter dem Aufkommen früher Verschriftlichungsbemühungen (vgl. Feldbusch 1985).

Ein (herausragender) historisch-gesellschaftlicher Anknüpfungspunkt für die Erforschung der (geschriebenen) deutschen Sprache sind die Reformen Karls des Großen. Der Ausbau des staatlichen Verwaltungssystems und die Ausbreitung der christlichen Mission werden zum Movens auch für eine Ausweitung der Funktionen der geschriebenen Sprache. In die früheste Zeit Karls des Großen führen erste Versuche, Urkunden in Deutsch abzufassen. Wenn es auch bis zum 13. Jahrhundert dauerte, bis dieser Versuch wiederholt wurde, so ist der Niedergang des Reiches Karls des Großen – entgegen weitverbreiteter Meinung – dennoch nicht das vorläufige Ende der deutschen Schriftlichkeit.

Nach und nach beginnt die schriftliche Form des Deutschen, sich verschiedene Textsorten zu erobern. Einen erneuten Aufschwung nimmt insbesondere die deutsche Prosaliteratur im Hoch- und Spätmittelalter; nach der Einführung von Papier und Druck im 14./15. Jahrhundert kann man Anfang des 16. Jahrhunderts von einer Schriftlichkeits- und Verschriftungswelle sprechen – maßgeblich befördert durch das Wirken Martin Luthers –, dem Vordringen der geschriebenen Form in völlig neue Funktionsbereiche (zur Genese der gedruckten Fachprosa in Deutschland vgl. Giesecke 1980). Die deutsche Prosa beginnt schließlich auch, sich als Wissenschaftssprache zu etablieren. Dabei gilt es zu beachten, daß es bis ins 16. Jahrhundert im deutschen Sprachgebiet keine einheitliche Schreibsprache, sondern nur verschiedene Schreib- und Schriftdialekte gab, die teilweise miteinander konkurrierten. Eine einheitliche Form der geschriebenen Sprache setzte sich, befördert durch die schon im 17. Jahrhundert rapide anwachsende Buchproduktion, erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch: die deutsche „Schriftsprache“. Diese deutsche Schriftsprache war im 18. Jahrhundert wohl die wichtigste Grundlage für die Bildung einer deutschen Hochsprache.

Haben wir es bei den Anfängen deutschsprachiger Schriftlichkeit vom 8.–17. Jahrhundert mit noch nicht standardisierten Stadien der Schriftsprache zu tun, so wird in der Folgezeit Schriftsprache quasi zum Synonym für Hochsprache, Kultursprache, Literatur-/Dichtersprache und Wissenschaftssprache.

Erst im 19./20. Jahrhundert entwickelt sich dann auch eine überregionale mündliche Verkehrssprache, so daß erst für die jüngste Entwicklung von *Standardsprache* in schriftlicher und mündlicher Form gesprochen werden kann, ein Begriff, der sich für sprachgeschichtliche Betrachtungen verbietet, „da es im Spätmittelalter und noch im 16. Jahrhundert eben keine allgemein gültigen schriftsprachlichen Normen oder Standards gab [...]“ (Betten 1987, 8). Die geschriebene Sprache bzw. Schriftsprache wirkte nun ihrerseits nach der Ausbildung der deutschen Hochsprache verstärkt auf die gesprochene Sprache ein – von der „Aussprache nach der Schreibung“ bis in den Bereich des Stilistischen.

In der Gegenwart zeigt die Entwicklung der geschriebenen Sprache für das Deutsche verschiedene, teils gegenläufige Tendenzen: Einerseits Zunahme der Unterschiede zur gesprochenen Sprache (Verwaltung, Wissenschaft), andererseits mehr oder weniger weitgehende Annäherung, z. B. in Literatur, Presse, Medien, Werbung. Wenn auch eine Geschichte der deutschen Sprache unter dem Blickwinkel der Entstehung der geschriebenen Sprache noch aussteht, so kann man die geschriebene Sprache doch als die Führungsform qualifizieren, die den Schub in Richtung der Stationen Hochsprache/Standardsprache gebracht hat.

2. Textuelle Phänomene der Gegenwartssprache

Die mündliche und die schriftliche Sprache – das sind zunächst einmal Abstraktionen. Zu erschließen sind beide Sprachformen nur aus mündlichen bzw. schriftlichen Äußerungen.

Zu Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit geschriebener Sprache stehen daher „die Merkmale“ im Mittelpunkt des Interesses. In meist kontrastiv angelegten Untersuchungen werden schriftliche Äußerungen mit mündlichen verglichen und dann Inventare von Merkmalen der geschriebenen und gesprochenen Sprache erstellt. Da dieses Verfahren aber nicht geeignet ist, Unterschiede zu erklären, verlagert sich das Interesse zunehmend auf eine Analyse der Bedingungen und der Eigenschaften schriftlicher Kommunikation. Darüber hinaus konzentriert sich in jüngster Zeit die Diskussion auf die Frage nach dem theoretischen Status von gesprochenener und geschriebener Sprache.

In diesem Zusammenhang hat die Beschäftigung mit den Merkmalen eine andere Qualität: Die Merkmale avancieren zum Prüfstein für unterschiedliche Modellierungen des Verhältnisses von gesprochener und geschriebener Sprache: Wenn gesprochene und geschriebene Sprache „lediglich“ von denselben Mitteln verschiedenen Gebrauch machen, stützt das die Auffassung, wonach es sich bei gesprochener und geschriebener Sprache um zwei Register ein und derselben Sprache (oder nach Steger 1987 sogar nur um Stile) handelt. Lassen sich jedoch Merkmale angeben, die nur mündlich oder schriftlich vorkommen, so könnte dies die These von der Autonomie geschriebener Sprache bzw. von den zwei „Sprachen“ erhärten.

Hier sei deshalb (zur Problematisierung) nach Phänomenen gefragt, die ausschließlich in der schriftlichen Form begegnen. Zu den Eigenschaften geschriebener Sprachformen, die in gesprochenen Sprachformen keine (direkten) Entsprechungen haben können, gehören z. B. Spatien, Interpunktionszeichen oder Verfahren der typographischen Auszeichnung beim Drucken (Kapitel, Abschnitte, Hervorhebungen durch Fett- oder Kursivdruck o. ä.). Anführen kann man hier auch den Apostroph, die Worttrennung am Zeilenende, das Arbeiten mit Klammern, z. B. (*Kunst*)harzen, der Verlag beschäftigt(e) oder auch das Arbeiten mit Schrägstrichen, z. B. [...] aus sozialen und/oder politischen Gründen, ArbeiterInnen. Schriftspezifisch ist auch das große „I“, z. B. ArbeiterInnen (vgl. dazu O. Ludwig 1989), und ferner die Tilde, z. B. Teig- und Würstwaren. Entsprechend gibt es auch Eigenschaften der gesprochenen Sprachform, die in der geschriebenen Sprachform nicht repräsentiert sind bzw. repräsentiert werden können, z. B. häufig Akzent- und Intonationsverhältnisse wie etwa feinere prosodische Abstufungen.

Es ist aber fraglich, ob es sich bei solchen visuellen bzw. akustischen Details um relevante Unterschiede zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache handelt. Auch der Vergleich isolierter Phänomene im Bereich der Syntax (z. B. die Formen des Konjunktivs, die Länge von Sätzen oder die Tiefe ihrer Einbettung, die Häufigkeit von Partikeln) werden mittlerweile eher kritisch beurteilt. O. Ludwig (1990, 3f) fordert vielmehr zu Recht die Einbeziehung ganzer Systeme, wie z. B. des Tempussystems oder des Systems der Deiktika des Raumes und der Zeit. Eine die Phänomene isoliert betrach-

tende und lediglich auflistende, den quantitativen Aspekt stark betonende Gegenüberstellung hat in der Tat nur sehr begrenzten Aussagewert, zumal sie von der Anlage her Idealisierungen, idealtypische Oppositionen begünstigt und den medialen Aspekt verabsolutiert.

Einen Weg aus diesem Dilemma weisen Koch & Oesterreicher (1985) mit ihrer Unterscheidung von Medium und Konzeption: Im Bereich des Mediums werden der phonische und der graphische Kode als die beiden Realisierungsformen für sprachliche Äußerungen unterschieden. Bezogen auf die kommunikativen Strategien, soll heißen: die Konzeption sprachlicher Äußerungen werden die beiden Modi gesprochen und geschrieben unterschieden. Dabei ist das Verhältnis von phonischem und graphischem Kode im Sinne einer strikten Dichotomie zu verstehen, „während die Polarität von ‘gesprochen’ und ‘geschrieben’ für ein Kontinuum von Konzeptionsmöglichkeiten mit zahlreichen Abstufungen steht“ (a. a. O., 17). Diese nicht mediale, sondern konzeptionelle Definition des Kontinuums unterschiedlicher Kommunikationsformen wird ausgearbeitet über das Begriffspaar ‘Nähe’ vs. ‘Distanz’ (→ Art. 44).

Was heißt das nun hinsichtlich konkreter textinterner Merkmale? Die Schwierigkeit einer Operationalisierung des Unterschiedes zwischen mündlicher und schriftlicher Sprache hängt nicht nur mit dem beschränkten Angebot an einschlägigen empirischen Untersuchungen (wie der von Heinze 1979) zusammen, sondern auch mit der folgenden Grundannahme: Es gibt, wenn man mit Häcki-Buhofer (1985) die weite Spanne sprachlicher Produktionsmöglichkeiten bedenkt, kaum ein Merkmal, das ausschließlich auf die schriftliche Sprache und die Schreibung allein zuträfe und sie damit grundsätzlich gegen das Mündliche abhöbe. Schreiben und Sprechen sind vielmehr eng aufeinander bezogen. In den Alphabetschriften liegt in beiden Fällen eine doppelte Kodierung (*double articulation*) vor. Unterscheidungszeichen, aus Phonen bzw. Graphen bestehend, bauen Bedeutungszeichen auf. Der zeitlichen Linearität der Phonabfolge entspricht die räumliche Linearität der Graphenfolge. Allophonische/morphophonemische und allographische/morphographemische Regeln überlappen sich teilweise. Für Sprechen und Schreiben gibt es eine Syntax und eine Lexik, die in den Mitteln weitgehend gleich sind, aber durch unterschiedliche Anwendung der Mittel (etwa be-

zogen auf Häufigkeit und Verknüpfung) zu unterschiedlichen Registern geführt haben. Damit soll das Trennende nicht verkleinert werden; aber es wäre u.E. nur dann möglich, von zwei Systemen/Sprachen auszugehen – wenn die Begriffe nicht äquivok gebraucht werden –, wenn z. B., wie oft im Mittelalter, Latein geschrieben, aber Deutsch gesprochen wurde. Mündliche Sprache und schriftliche Sprache sind u. E. kollektive Ensemble potentiell verfügbarer und untereinander zusammenhängender sprachlicher Mittel, mit denen das jeweils individuelle Produkt einer Rede, eines Gesprächs oder eines schriftlichen Textes realisiert wird. Der einzelne handhabt die mündliche und schriftliche Sprache durch eine sprachliche Kompetenz, zu der die Register Mündlichkeit und Schriftlichkeit gehören. Um die Relativität der Autonomie zu betonen, scheint es uns angemessener, von einem mündlichen vs. schriftlichen Register auszugehen, zumal so auch die Phänomene der „Semioralität“ miteinfaßt werden, die darauf verweisen, daß es um eine Sprache geht.

Vor diesem Hintergrund stellt sich im Hinblick auf die Frage nach den textuellen Manifestationen der schriftlichen Sprache im Deutschen die Aufgabe, den Merkmalsvernetzungen des schriftlichen Registers im lexikalischen, syntaktischen und textuellen Bereich nachzugehen. (Das schriftliche – wie auch das mündliche – Register kann in sich wieder vielfältig stilistisch differenziert sein und u. a. die Beherrschung eines oratorischen vs. literaten Stils vorsehen. Bezugsgröße ist deshalb im folgenden zunächst der entfaltete schriftliche Text in seiner prototypischen Form.)

3. Beispiele

3.1. Lexik

Es gibt intuitiv erahnte Unterschiede, Plausibilitätsannahmen, daß manche Ausdrücke des Lexikons besonders schriftlich, andere besonders mündlich sind. Aber es gibt kein Wörterbuch, das man heranziehen könnte, um in den Texten die besonders schriftsprachlichen von den besonders sprechsprachlichen Ausdrücken zu sondern; und dies deshalb, weil es keine strikte Opposition gibt. Lexikalische Unterschiede, dergestalt daß Wörter nur mündlich oder nur schriftlich verwendet werden können, sind sehr selten. O. Ludwig (1980, 326) führt an: *kaputt* vs.

entzwei oder *kriegen* vs. *bekommen*. Hier kombinieren und kreuzen sich u. E. stilistische und mediale Merkmale, denn umgangssprachlich sagt und schreibt man eher *kaputt*, *kriegen*, in der gehobenen Diktion sind *entzwei*, *bekommen* oder gar *empfangen* bevorzugt zu erwarten. Rein heuristisch ließe sich daher der Wortschatz, den wir uns an sich als stufenlos ineinander übergehend vorstellen, vom extrem Umgangssprachlichen/Mündlichen zum extrem Gehobensprachlichen/Schriftlichen in drei Teile gliedern:

extrem mündlich umgangssprachlich	neutral	extrem schriftlich gehoben
--------------------------------------	---------	-------------------------------

Es fehlen leider genaue empirische Untersuchungen zur Lexik der mündlichen und schriftlichen Sprache, die den in der Forschungsliteratur immer wieder hervorgehobenen Unterschied (z. B. Nerius 1985) erhärten.

3.2. Syntax

Verstärktes Interesse hat seit jeher dem Bereich der syntaktischen Unterschiede gegolten: Gesprochene Sprache ist mehr parataktisch, geschriebene Sprache mehr hypotaktisch, so lautet die Quintessenz vieler Untersuchungen im In- und Ausland (Leska 1965; Rickheit 1975; Heinze 1979; Portnoy 1973; Hunt 1970, 1983 u. v. a.). Daher werden in den meisten Forschungen Art, Zahl und der Grad der Nebensätze zum Maß der Beschreibungen gemacht. Darüber hinaus muß aber auch die Struktur der Sätze verstärkt Beachtung finden. Schon Chafe (1982) hat darauf aufmerksam gemacht, daß in der schriftlichen Kommunikation mehr Nominalisierungen auftreten. Die Unterscheidung von rhetorischer Einheit der Sprechsprache und den grammatischen Sätzen der Schriftsprache (Gumperz et al. 1984, 7) läßt sich dahingehend präzisieren, daß in der schriftlichen Sprache das Verb die Keimzelle von Sätzen ist und daß es verschiedene Formen gibt, in der mehrere Verben sich zu einem grammatischen Satz verbinden, d. h. zu einer komplexen Proposition(sverkettung) (van Dijk & Kintsch 1983). Gerade diese Form der Verbindung „sorgt“ für die syntaktische Komplexität. Wenn auf Grund der unterschiedlichen Kommunikations- und Produktions- bzw. Rezeptionssituation in der schriftlichen Sprache die Strategie „Integration statt Sequenz“ (Augst & Faigel 1986, 78) heißt, dann bedeutet dies zwar, daß Nebensätze zweiten oder dritten Grades eine stärkere Integration ermöglichen, daß aber Infinitiv-, Partizipial-

oder vor allem Nominalkonstruktionen zu einer wesentlich knapperen und kompakteren Integration führen. Nominalisierungen und Funktionsverbgefüge sind hervorstechende Merkmale einer „Kompaktbauweise“ (Drosdowski 1980, 626). Die Syntaktisierung der Schriftsprache verdankt sich generell Produktions- und Rezeptionsbedingungen der Schriftlichkeit (größere sprachliche Bewußtheit, sprachliche Kontrolle, Überarbeiten, raschere Lesegeschwindigkeit, daher mehr Informationen pro Zeiteinheit). Wie bei der Lexik gilt es jedoch vorsorglich darauf hinzuweisen, daß Satzkomplexität sich nicht allein durch den medialen Unterschied (schriftlich-mündlich) erklärt, sie kann auch herangezogen werden zur Beschreibung von Umgangssprache vs. gehobener Sprache; außerdem ist sie ein starkes, auffälliges Maß zur Kennzeichnung des individuellen Stils.

3.3 Text und Textstruktur

Für Texte ist es keine hinreichende, aber eine notwendige Bedingung, daß die Sätze untereinander verkettet sind. Gerade in diesem Bereich hat die Textlinguistik umfassende Repertoires der intersententiellen Verknüpfung (Halliday & Hasan 1976) und der funktionalen Satzperspektive (Prager Schule) erarbeitet. Ergänzt wird das mikrostrukturelle Phänomen durch das makrostrukturelle: Der Text ist eine übersummativische Einheit. Aus der Forschungsliteratur (z. B. Scardamalia 1981; Hirsch 1977; Olson 1982; Bereiter 1980; Kroll 1981) geläufige Schlagwörter, wie Text, Komposition, Konzept, (relative) Autonomie, greifen daher nicht nur auf der Ebene der Syntax oder des Wortschatzes, sondern auch auf der höheren Ebene des „Kommunikationsganzen“. Der Text ist das eigentliche sprachliche Zeichen, alles andere ist ihm untergeordnet. Nun wäre es sicher falsch, Text allein auf die Schriftlichkeit zu beschränken, sofern Konzept(ion), Formulierung (Antos 1982) und Strukturierung, vielleicht auch Autonomie, zu seinen Kennzeichen gehören. Die intentional größere Objektivität, Endgültigkeit und Einklagbarkeit schriftlicher Kommunikation, das Auseinanderfallen der Ich-Du-Hier-Jetzt-Origo mit der Folge einer veränderten Kontextualität, Kohärenz und Referenzialität (Schlieben-Lange 1983 a,b), der Verlust bestimmter Kommunikationsmittel (parasprachlich/extraverbal), der Hinzugewinn anderer (z. B. der Räumlichkeit), die Veränderung der Produktions- und Rezeptionsfaktoren, z. B. in zeitlicher Hinsicht, und

die Möglichkeit bewußter Planung und Handhabung des Werkzeugs Sprache führen jedoch mit Notwendigkeit zu verschiedenen Produkten. Alle drei Größen (Intention, Faktoren, Produktion) verweisen in prototypischer Betrachtung der Schriftlichkeit tendenziell auf ein autonomes Sprachwerk, das „selbstversorgt“ alle notwendigen Informationen enthält, die den Leser befähigen, den vom Schreiber gemeinten Sinn zu rekonstruieren oder überhaupt einen Sinn zu konstruieren. Im Schriftlichen gibt es einen veräußerten, objektivierten Text, der sich vom Schreiber löst; nur durch ihn können Schreiber und Leser kommunizieren. Oft tritt der Schreiber auch ganz aus dem Blickfeld des Lesers (z. B. Gesetzestexte, manche Formen der Dichtung). Der Schreiber muß sich daher vorwegnehmend stark auf den/die potentiellen Leser einstellen und seinen Text explizit wirken lassen. Der Text ist relativ autonom, integrativ und leserorientiert. Dabei ist die Linearität als Grundprinzip nur schwer aufhebbar. Der Begriff der Integration spielt also auch bezüglich der Textualität eine wichtige Rolle (vgl. z. B. Chafe 1982). Aufschlüsseln läßt sich das nach Textqualitäten, die sich nicht nur an „Richtigkeitsnormen“, sondern vor allem auch an „Angemessenheitsnormen“ orientieren. Sieber (1990,354) unterscheidet etwa im Hinblick auf Qualitäten der Verständlichkeit: Textmakrostruktur (sind im Text Textteile auszumachen, die funktional auf das Textganze hin bestimmbar sind); Erfüllung von Textbaumusternormen; Rezipientenführung; Entfaltung des Themas; Grad an Implizitheit/Explizitheit (Lösung des Präsuppositionsproblems), Sprachmittelwahl. Mit Blühdorn (1990) ist dabei von Prototypen auszugehen, die die Funktion latenter, im gesellschaftlichen Verkehr konventionalisierter Leitbilder erfüllen. Sie werden mit dem normalen Spracherwerb gelernt und weithin unbewußt bei Textproduktion und -rezeption zugrundegelegt:

Von einem kompetenten Mitglied einer Kommunikationsgemeinschaft wäre zu erwarten, daß es etwa über eine Vorstellung von einem typischen wissenschaftlichen Aufsatz oder einem typischen Telefongespräch (als Genre-Vertreter), aber zum Beispiel auch einer typischen förmlichen Rede oder einer typischen Reportage (als Repräsentant eines Funktionalstils) verfügt. Eine solche Vorstellung hätte charakteristischerweise aus einer funktionalen Komponente (Erwartung eines bestimmten situativen und kommunikativen Kontextes) und einer formalen Komponente (Erwartung bestimmter for-

maler Texteigenschaften) zu bestehen. (Blühdorn 1990, 228).

Prototypisches Leitbild kann also sowohl der fachsprachlich ausgerichtete, logisch durchstrukturierte, informative und wohlgeformte Text sein (als Ideal der Hochschule), als auch der leicht verständliche, flüssige, wenig Widerstand bietende Text (als Ideal der Gymnasien) (zu dieser Diskrepanz vgl. Sieber 1990). Merkmalstrukturen von Texten können deshalb nicht schlechthin, sondern immer nur mit Blick auf bestimmte prototypische Leitbilder erarbeitet werden. Dabei ist der mediale Unterschied sicher ein Faktor, aber wohl nicht dergestalt – wie man oft liest –, daß mündliche Kommunikation keine bis eine geringe, schriftliche Kommunikation eine hoch entfaltete bis artifizielle Textstruktur habe. Differenzen, die aber u.E. nicht zentral sind, können in zweifacher Weise gesehen werden: (1) Die modalitätsspezifischen Unterschiede von zeitlicher vs. räumlicher Linearität haben zur Folge, daß der Sprechende auf das Geredete nur zeitlich (*wie ich soeben/ vorhin gesagt habe*) referieren kann, während der Schreiber sich auf das Geschriebene nur räumlich (*wie ich oben/ auf der vorhergehenden Seite geschrieben habe*) beziehen kann. (2) Es gibt Textsorten, für die die Modalität konstitutiv ist, z. B. im Mündlichen: Small talk, Telefongespräch [...], im Schriftlichen: Quittung, Liste, Tabelle, Anzeigen, Wörterbücher, Lexika; die makrostrukturelle Organisation von umfangreicheren Texten in Inhaltsverzeichnis, „Text“, Fußnoten, Literaturverzeichnis, Personen- und Sachregister kann es nur im Schriftlichen geben.

4. Schlußbemerkung

In der Forschung gibt es einen nie endenden Streit über den Zusammenhang der beiden Modalitäten von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, und jede Forscherin/jeder Forscher findet für seinen Standpunkt treffliche Beweise: sei er nun dependent, autonom oder in irgendeiner Weise vermittelnd. Die Unauflöslichkeit dieses historisch lang aufgerollten Argumentationsknäuels (Müller 1990) machen die beiden stilistischen Feststellungen „er schreibt, wie er spricht“ – „er spricht wie gedruckt“ deutlich. Einerseits muß es, wenn diese Aussage wahr sein soll, etwas typisch Mündliches bzw. Schriftliches geben. Wenn aber andererseits dieses Modalitätstypische genau für die andere Modalität festgestellt

oder gar empfohlen wird („Schreibe, wie du sprichst, dann schreibst du schön!“ [Lesing]), dann ist das Modalitätstypische in eine Aporie geraten, die aber zumindest erklärt, warum jeder Laie und Wissenschaftler Belege für seine These findet. Da jedoch solche Stilaussagen und Stilmaximen in der alltäglichen Kommunikation der literaten Sprachgemeinschaft erfolgreich angewendet werden, kann sich daraus nur ergeben, daß sich die Modalitäten des Schriftlichen und Mündlichen nicht kontradiktorisch oder komplementär, sondern eben nur in prototypischer Ausprägung gegenüberstehen und daß diese Typik nicht einzigartig dasteht, sondern auf vielfältige Weise mit anderen „Typiken“ der Kommunikation in ihren konkreten Ausprägungen verwoben ist.

5. Literatur

- Antos, Gerd. 1982. Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in gesprochener und geschriebener Sprache. Tübingen.
- Augst, Gerhard & Faigel, Peter. 1986. Von der Reihung zur Gestaltung. Untersuchungen zur Ontogenese der schriftsprachlichen Fähigkeiten von 13–23 Jahren. Frankfurt/M. et al.
- Bereiter, Carl. 1980. Development in writing. In: Gregg, L. W. & Steinberg, E. R. (ed.), *Cognitive processes in writing*. Hillsdale – New Jersey, 73–93.
- Betten, Anne. 1987. Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen.
- Blühdorn, Hardarik. 1990. Korpuslinguistische Befunde als Ausgangspunkt für eine modifizierte Funktionalstilistik – Anregungen zu einer Wiederaufnahme der Diskussion. *Linguistische Berichte* 127, 217–231.
- Chafe, Wallace L. 1982. Integration and involvement in speaking, writing, and oral literature. In: Tannen, Deborah (ed.), *Spoken and written language. Exploring orality and literacy*. Norwood-New Jersey, 35–53.
- van Dijk, Teun A. & Kintsch, Walter. 1983. *Strategies of discourse comprehension*. London.
- Drosdowski, Günther & Henne, Helmut. 1980. Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. In: Althaus, Hans Peter, Henne, Helmut & Wiegand, Herbert Ernst (ed.), *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen, 619–632. [2. neubearb. Aufl.]
- Feldbusch, Elisabeth. 1985. *Geschriebene Sprache. Untersuchungen zu ihrer Herausbildung und Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin–New York.
- Giesecke, Michael. 1980. „Volkssprache“ und „Verschriftlichung des Lebens“ im Spätmittelalter – am Beispiel der gedruckten Fachprosa in Deutschland. In: Gumbrecht, Hans Ulrich (ed.), *Literatur in der Gesellschaft des Spätmittelalters*. Heidelberg, 39–70.
- Glück, Helmut. 1987. *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*. Stuttgart.
- Gumperz, John J., Kaltman, Hannah & O'Connor, Mary Catherine. 1984. Cohesion in spoken and written discourse: Ethnic style and transition to literacy. In: Tannen, Deborah (ed.), *Coherence in spoken and written discourse*. Norwood-New Jersey, 3–19.
- Häcki Buhofer, Annelies. 1985. *Schriftlichkeit im Alltag. Theoretische und empirische Aspekte – am Beispiel eines Schweizer Industriebetriebs*. Bern et al.
- Halliday, Michael A. K. & Hasan, Ruqaiya. 1976. *Cohesion in English*. London.
- Heinze, Helmut. 1979. *Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichneter Version*. Düsseldorf.
- Hirsch, Eric Donald. 1977. *The philosophy of composition*. Chicago–London.
- Hunt, K. W. 1970. *Syntactic maturity in schoolchildren and adults*. Florida.
- . 1983. Sentence combining and the teaching of writing. In: Martlew, Margaret (ed.), *The psychology of writing. Developmental and educational perspectives*. Chichester.
- Koch, Peter & Oesterreicher, Wulf. 1985. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Kroll, Barry M. 1981. Developmental relationships between speaking and writing. In: Kroll, Barry M. & Vann, Robert J. (ed.), *Exploring speaking – writing relationships. Connections and contrasts*. Urbana-Illinois, 32–54.
- Leska, Christel. 1965. Vergleichende Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 87, 427–461.
- Ludwig, Otto. 1980. Geschriebene Sprache. In: Althaus, Hans Peter, Henne, Helmut & Wiegand, Herbert Ernst (ed.), *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen, 323–328. [2. neubearb. Aufl.]
- . 1989. Die Karriere eines Großbuchstabens – zur Rolle des großen „I“ in Personenbezeichnungen. *Der Deutschunterricht* 41 (H. 6), 80–87.
- . 1990. Was heißt „Geschriebene Sprache“? [Unveröffentlichtes Manuskript].
- Ludwig, Ralph. 1986. *Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Felder der Forschung und Ansätze zu ei-*

ner Merkmalsystematik im Französischen. Romanistisches Jahrbuch 37, 15–45.

Müller, Karin. 1990. „Schreibe, wie du sprichst!“ Eine Maxime im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Eine historische und systematische Untersuchung. Frankfurt/M. et al.

Nerius, Dieter. 1985. Über den linguistischen Status der Orthographie. Zeitschrift für Germanistik 3, 300–309.

Olson, David R. 1982. What is said and what is meant in speech and writing. Visible Language 16, 151–174.

Portnoy, S. 1973. A comparison of oral and written code elaboration. Language and Speech 19, 305–312.

Rickheit, Gert. 1975. Zur Entwicklung der Syntax im Grundschulalter. Düsseldorf.

Scardamalia, Marlene. 1981. How children cope with the cognitive demands of writing. In: Frederiksen, Carl H. & Dominic, Joseph F. (ed.), Writing. The nature development, and teaching of written communication. Volume 2: Writing: Process, development and communication. Hillsdale-New Jersey, 81–103.

Schlieben-Lange, Brigitte. 1983 a. Schriftlichkeit und Mündlichkeit in der französischen Revolution. In: Assmann, Aleida, Assmann, Jan & Hardmeier, Christoph (ed.), Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation. München, 194–211.

–. 1983 b. Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart.

Sieber, Peter. 1990. Untersuchungen zur Schreibfähigkeit von Abiturienten. Muttersprache 100, 346–358.

Steger, Hugo. 1987. Bilden „gesprochene Sprache“ und „geschriebene Sprache“ eigene Sprachvarietäten? In: Aust, Hugo (ed.), Wörter. Schätze, Fugen und Fächer des Wissens. Festgabe für Theodor Lewandowski zum 60. Geburtstag. Tübingen, 35–58.

Otfried von Weißenburg. Um 860. An Liutbert (Widmungsschreiben zum Evangelienbuch). In: Schlosser, Horst Dieter (ed.), Althochdeutsche Literatur – Ausgewählte Texte und Übertragungen. Frankfurt 1970, 310–313.

*Gerhard Augst/Karin Müller, Siegen
(Deutschland)*

135. Abkürzungen

1. Allgemeines
2. Historischer Überblick
3. Verwendung von Kürzungszeichen
4. Auflösung von Kürzungen
5. Literatur

1. Allgemeines

1.1. Unterscheidung zwischen geschriebenen und gesprochenen Abkürzungen

Abkürzungen lassen sich in allen Schrift- und Sprachsystemen beobachten (Schmitz 1983, 18). Bis heute ist jedoch weder von linguistischer noch von paläographischer oder graphostilistischer Seite eine befriedigende Definition dessen, was Kürzungen sind, erreicht (Menzel 1990, 1261). Die nicht vollkommen durchführbare Trennung zwischen geschriebener und gesprochener Sprache (Glück & Sauer 1990, 29 ff) und die Beschränkung auf Sprachphänomene der Gegenwart auf dem Gebiet der Linguistik wirkt sich hierbei ebenso aus wie die Vernachlässigung linguistischer Forschung auf seiten der Paläographie. Im folgenden sollen alle jene Formen von Abkürzungen außer acht bleiben, die –

sofern feststellbar – in ihrer Verbreitung nicht primär von geschriebener Sprache ausgehen, insbesondere Ellipsen, Anakoluthe und Parenthesen (vgl. Betten 1976). Daneben finden aus der Umgangssprache in die Schriftsprache eingedrungene Abkürzungen – gelegentlich als Kurzwörter bezeichnet (vgl. Bellmann 1980, 369 f) – wie *Bus* (= Omnibus), *ad* (= advertisement) oder *ciné* (= cinéma) keine Berücksichtigung, obwohl die Trennlinie nicht immer scharf zu ziehen ist; die Zuordnung erfolgt sehr häufig intuitiv (Menzel 1990, 1261).

1.2. Anwendung und Aufgaben von Abkürzungen

Avi-Yonah (1940, 9) bringt eine umfassende, die historische Dimension mit einbeziehende Definition geschriebener Abkürzungen, nach der sie arbeitssparende Schriftanwendungen sind, bei denen Wörter nur durch einen Teil ihrer Buchstaben angedeutet werden; zusätzlich kann ein Zeichen zur Kenntlichmachung verwendet werden. Ein Maximum an Bedeutung soll mit einem minimalen Verbrauch von Raum und Zeit erreicht werden. Daher